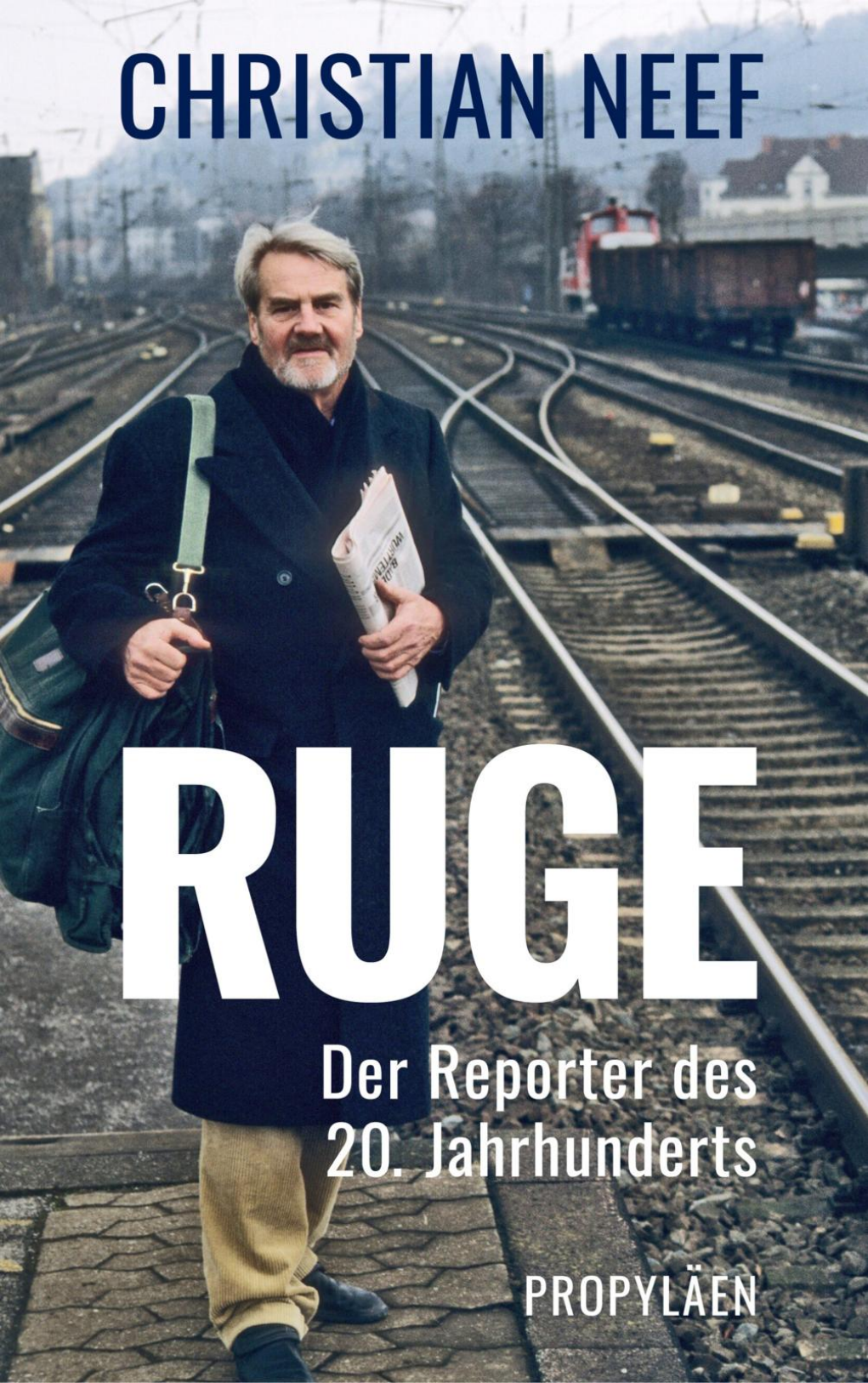
CHRISTIAN NEEF



# RUGE

## Der Reporter des 20. Jahrhunderts

PROPYLÄEN

Christian Neef

# RUGE

CHRISTIAN NEEF

# RUGE

## Der Reporter des 20. Jahrhunderts

Propyläen

Bei Zitaten wurde die Rechtschreibung des Originals beibehalten, mitunter wurde zum Zwecke der Verständlichkeit behutsam korrigiert. Die Auslassungen und Ergänzungen in eckigen Klammern stammen vom Autor.

www.ullstein.de

ISBN 978-3-549-11013-3

Propyläen ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage
1. Auflage September 2026
© 2026 by Ullstein Buchverlage GmbH, Friedrichstraße 126,
10117 Berlin / Propyläen
Lektorat: Ludger Ikas
Alle Rechte vorbehalten
Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an produktsicherheit@ullstein.de.
Gesetzt aus der Adobe Aldine
Satz: Arnold & Domnick, Leipzig
Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Für Sonja

# Inhalt


Der Fund
Ein Prolog . . . . . 11

8. Mai 1956
Aufbruch nach Moskau . . . . . 23

Geselliger Einzelgänger
Kindheit, Jugend und das Kriegsende . . . . . 29

Zwischen die Zeiten geraten
Auf der Suche nach der politischen Orientierung . . . . . 51

Unverhoffter Arbeitgeber
Der Nachkriegsrundfunk . . . . . 59

Startplatz Köln
Journalismus als Instrument der Demokratisierung . . . . . 71

In die Welt hinaus
Jugoslawien, Korea und Indochina . . . . . 89

Bewerbung für Moskau
Braucht man Korrespondenten bei den Kommunisten? . . . . . 111

In der Hauptstadt der Sowjets
Berichterstattung und Zensur . . . . . 127

»Nie wieder Missverständnisse«
Deutschlands Zeitungschefs entdecken Ruge . . . . . 147

Fredeke
Einsamkeit unter Überwachung . . . . . 155

Ruges Mission
Wie soll man aus Moskau berichten? . . . . . 163

Das Erlebnis Pasternak
Freundschaft mit einem Dichter . . . . . 173

Moskaus Rache
Wenn der KGB das Visum verhindert . . . . . 191

Und wieder: Köln
Zwischen Lokaljournalismus und *Weltspiegel* . . . . . 197

Die Chefredakteurs-Affäre
Posse um eine vermeintliche Beförderung . . . . . 223

Das unbekannte »Dritte Reich«
Erster Versuch einer Aufarbeitung . . . . . 231

»Unvorstellbar für mich«
Der Weg zu Amnesty International . . . . . 241

Amerika
Augenzeuge einer Kulturrevolution . . . . . 251

Selma
Der Wendepunkt der Bürgerrechtsbewegung . . . . . 267

Schleichende Krankheit
Ein Land der inneren und äußeren Konflikte . . . . . 271

Das Schicksalsjahr 1968
Eskalation in Vietnam und die Attentate auf Martin Luther King und Robert Kennedy . . . 281

»In einem von Gerüchten summenden Bienenkorb«
Bonn und die Schlacht um die Ostverträge . . . . . 299

Der Bruch mit der ARD
Ein China-Film mit Folgen . . . . . 319

Im abgeschlossensten Land der Welt
Machtkampf in China . . . . . 331

Zurück nach Moskau
Die Sowjetunion in der Phase der Stagnation . . . . . 361

Köln, letzter Versuch
Chefredakteur beim WDR . . . . . 385

Moskau, zum Dritten
Gorbatschows Perestroika und das Ende der Sowjetunion . . . . . 399

»Als Rentner ein Versager«
Statt Abschied: Mit der Kamera unterwegs in der Welt . . . . . 425

Ein bisschen wie ein Buddhist
Epilog zu einem Journalistenleben . . . . . 433

Gerd Ruge und die Unabhängigkeit des Journalismus
Eine Nachbetrachtung . . . . . 439

Quellen und Literatur . . . . . 448

Bildnachweis . . . . . 453

Anmerkungen . . . . . 455

Register . . . . . 486

# Der Fund

## Ein Prolog

Eine ruhige Straße am Rande des Münchner Stadtbezirks Bogenhausen. Gepflegte Villen und Einfamilienhäuser stehen hier, Wohnorte für gut situiertes Bürgertum. Es gibt viel Grün, aber auch die alten Gründerzeitbauten sind nicht weit und jene Stelle, an der in der Poschingerstraße einst die Thomas-Mann-Villa stand.

Das Haus, in dem der Journalist Gerd Ruge bis zu seinem Tode lebte, fällt aus dem Rahmen. Es ist eine lang gezogene Wohnanlage aus Beton, zur Zeit der Olympischen Spiele Anfang der 1970er-Jahre erbaut. Häuser dieser Art werden heute als brutalistisch abgetan, weil der Beton auch an der Fassade und im Innenraum genüsslich zelebriert worden ist. Aber dieses Haus ist keine jener Wohnmaschinen, die im Stil des »*béton brut*« entstanden, sondern elegant im orangefarbenen Innern, mit viel Holz, Stahl und Glas sowie enorm großen Terrassen auf beiden Seiten, fast so groß wie die Innenräume. Diese Terrassen waren Ruges Welt, er liebte sie, weil sie von Meisen, Zaunkönigen, Amseln und Rotkehlchen bevölkert waren, manchmal auch von Eichhörnchen. Deswegen wollte er hier nicht weg, selbst als er das verlockende Angebot einer großen Altbauwohnung in Schwabing bekam.

Er hatte zwei Wohnungen zu einer zusammengelegt, schon um seine Bibliothek mit den mehreren Tausend Bänden unterzubekommen. Jeder, der ihn besuchte, bestaunte die vielen Bücher und Schallplatten, die er von seinen Aufenthalten in Russland, Amerika und China mitgebracht hatte, auch die Rollbilder, Plastiken, Ikonen und kunsthandwerklichen Objekte – ein Sammelsurium, das in den Jahrzehnten seiner Korrespondentenarbeit zustande gekommen war und

bei dessen Betrachten man spürte, dass es sich vor allem um Erinnerungsstücke handelte.

Zwei Etagen tiefer, das sahen die Besucher nicht, hatten sich in einem riesigen, vollgestopften Hobbyraum Schätze ganz anderer Art angehäuft. Dort waren Dutzende Kisten und Kartons gestapelt, dazwischen lagerten Taschen und selbst Plastiktüten – die Hinterlassenschaft eines Journalistenlebens. Diese hatte sich über die Zeit auch auf die Keller eines weiteren Hauses sowie auf die Wohnung selbst verteilt, in ziemlich chaotischer Manier.

Gerd Ruge starb im Oktober 2021, im 94. Lebensjahr. Als seine Tochter die Wohnung aufzulösen begann, fand sie diesen Nachlass. Was quoll in den Kellern und in der Wohnung nicht an den unterschiedlichsten Stellen hervor! Ordner und Hefter, Dokumentenmappen und lose Papiere – in kleinen Koffern oder Schubläden aufbewahrt –, ganze Briefstapel und Unmengen an Fotos. Selbst im alten Bauernschrank in der Wohnung waren noch irgendwelche Akten untergebracht.

Erst nach und nach ließ sich der Faden in diesem Knäuel finden, an dem entlang man den Fund ordnen konnte. Es zeigte sich, dass diese Hinterlassenschaft eine Art Chronik ist und die Geschichte von mehr als 70 Jahren widerspiegelt – anhand von Manuskripten und Sendeberichten, Presseartikeln und Rezensionen sowie dienstlichen und privaten Briefen, die bereits Ende der 1930er-Jahre beginnen. Der Fund entpuppte sich als ein Geschichtsbuch der bewegten Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg – ja als eines der in Deutschland politisch vielleicht interessantesten Archive der Nachkriegszeit.

Zehn Jahre vor seinem Tod hatte Gerd Ruge seine *Politischen Erinnerungen* verfasst – dies aber offenbar zu großen Teilen ohne das »Archiv«. Man merkt das, wenn man die Autobiografie heute noch einmal durchsieht. Es scheint, als sei sich Ruge selbst nicht bewusst gewesen, welches Ausmaß seine Schätze hatten. Dabei bestätigen

seine Kinder wie auch frühere Kollegen, dass er Teile des Archivs bei seinen Wanderungen durch die Welt mit sich geführt hat.

Zwischen 1950 und 2000 war Ruge in jenen drei Ländern eingesetzt, die schon damals die Weltpolitik dominierten oder gerade zu weltpolitischen Playern aufstiegen: in der Sowjetunion, den USA und der Volksrepublik China. Um eine Ordnung, eine systematische Archivierung all der Papiere, die bei seinen Reisen anfielen, hat er sich nie gekümmert, das macht der Fund offenbar. Aber Teile dessen, was später sein Archiv wurde, waren immer dabei – treue Begleiter, so als wollte er sich bei all den Herausforderungen als Korrespondent ihrer zu jeder Zeit vergewissern können. Sie waren bedeutsam für ihn. Und wie sich zeigt, sind und bleiben sie das auch für die Nachwelt.

Allein die Dokumente, die er in den 1950er-Jahren in der Sowjetunion gesammelt hat, sind von unschätzbarem Wert. Als einer der ersten deutschen Korrespondenten vor Ort erlebte Ruge das Ende der Stalin-Zeit und die Reformen Chruschtschows. Seine enge Bekanntschaft mit Boris Pasternak fiel in jene Monate, als der Dichter für seinen *Schiwago*-Roman den Literaturnobelpreis erhielt und die geballte Wut der kommunistischen Parteiführung zu spüren bekam. Auch Briefe und Postkarten Pasternaks an Ruge aus jenen Jahren findet man im Archiv.

Ein Jahrzehnt später wurde Ruge Augenzeuge einer nicht minder aufregenden Zeit in den USA: Es waren die Jahre nach der Erschießung John F. Kennedys, der Eskalation in Vietnam sowie der Attentate auf Martin Luther King und Robert Kennedy, den Bruder des ermordeten Präsidenten. Und in China – so viel Reporterglück muss sein – war Ruge, als nach der Kulturrevolution die Ära Mao Tse-tung zu Ende ging und das Land einen neuen Weg einschlug. Das Konvolut an China-Bildern, das in den Kisten des Archivs schlummerte, dürfte einmalig sein: Es sind über 15 000 Fotos, die Ruge zwischen 1973 und 1976 gemacht hat.

Dass er ausgerechnet Leiter des WDR-Studios in Bonn wurde, als die Entscheidungen über die deutsche Ostpolitik fielen, war ebenso ein Glücksfall. Auch dazu enthielt der Überraschungsfund aufschlussreiche Dokumente. Gerd Ruge tauchte also immer wieder in neue Welten ein. Das Archiv spiegelt sie wider – und ist zugleich ein Abbild seiner Identität.

Schon als 30-Jähriger war Gerd Ruge einer der bekanntesten und beliebtesten politischen Journalisten der Bundesrepublik. Ranking-Listen und die vielen Auszeichnungen beweisen das. Mehr als ein halbes Jahrhundert lang ist er bei der ARD gewesen, er ist mit dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk groß geworden. Aber was wissen wir wirklich über ihn? Über den Menschen hinter dem Reporter? Den Miterlebenden hinter dem Berichterstatter?

Der Historiker Karl Schlögel hat in einer Laudatio auf Gerd Ruge einmal gesagt, man stelle bei solchen Anlässen fest, »daß man diese jedermann vertraute und gewissermaßen dem Publikum gehörende Figur in Wahrheit gar nicht kennt«. Und man merke bei näherem Hinsehen plötzlich, »daß hinter dem bekannten Gesicht eine respektable und faszinierende Geschichte steckt«.[1]

In der Tat, hinter Gerd Ruge steckt wirklich eine Geschichte – und was für eine! Man merkt es, wenn man sich auf das Archiv einlässt. Dann nämlich erkennt man, dass dieser Mann selbst eine Figur aus dem Geschichtsbuch des 20. Jahrhunderts ist. Dass sich in seinem Leben fast drei Viertel dieses Jahrhunderts verdichten, vor allem aber die 50 Jahre nach dem Neuanfang von 1945: das Wiedererwachen Deutschlands nach der Nazizeit, das beginnende Wirtschaftswunder, der Kalte Krieg, Vietnam und die amerikanische Bürgerrechtsbewegung, die Suche der Deutschen nach einem neuen Verhältnis zu den Russen und der Bonner Machtwechsel von 1969, schließlich die langsame Öffnung Chinas und die Perestroika Gorbatschows mitsamt dem Ende der Sowjetunion.

Zugleich verkörpert Ruge aber auch ein Stück Geschichte der Medien in Deutschland nach 1945. Er war einer, der die Entwicklung des demokratischen Journalismus bis Ende des 20. Jahrhunderts mitgemacht und vor allem mitgeprägt hat. Ruge sei eine der Säulen des öffentlich-rechtlichen Fernsehens in Deutschland und im deutschen Rundfunk unbestritten die Nummer eins, bescheinigten ihm ARD-Größen noch zu seinem 75. Geburtstag.[2] Er hat den Nachkriegsdeutschen ein Fenster zur Welt geöffnet – bereits zu einer Zeit, als diese noch nicht allzu viele verlässliche Nachrichten aus der Welt erreichten.

Aber was genau machte ihn in den Augen vieler Deutscher so populär, so beliebt? Es gab doch viele Journalisten, die, wie er, die Weltereignisse kommentierten: Werner Höfer etwa, Gerhard Löwenthal, Peter Scholl-Latour, Peter Merseburger. Das Archiv hilft, eine Antwort darauf zu finden. Denn hinter all den Papieren wird ein Mensch sichtbar, der durch besondere Lebensumstände geprägt worden ist und der sich – vielleicht infolge dieser Umstände – als Journalist durch in dieser Branche eher seltene Eigenschaften auszeichnete: Ruge war einer der wenigen, die ohne Besserwisserei und ohne Selbstgefälligkeit berichteten. Seine Texte und Analysen strahlten Nachdenklichkeit und Tiefe aus. Im Moment des Sprechens schien er oft noch selbst über das betreffende Ereignis nachzudenken, er servierte nichts Fertiges. Die Hörer und Zuschauer vertrauten diesem Mann; sie hielten das, was er ihnen berichtete, für glaubwürdig.

Beliebt war er darüber hinaus wegen seiner ruhigen Betrachtungsweise, wegen seiner zurückhaltenden Art. Noch bis vor Kurzem trafen im Moskauer ARD-Studio Zuschauerbriefe ein, in denen Sendungen dahingehend kommentiert wurden, dass Ruge dieses oder jenes sicher anders, mit mehr Abstand gesehen hätte. Und dass dies auch heute die bessere Methode wäre, um Ereignisse einzuschätzen.[3]

Aber woher holte Gerd Ruge seine Sicht auf die Welt, die er dann den Menschen weitergab, die ihm zuhörten? Eine der Erklärungen findet sich beim Blick auf sein Geburtsdatum. Ruge war Jahrgang 1928 und hatte direkt von der Schulbank in den Krieg ziehen müssen, als 16-Jähriger. »Kindersoldat« nennt man das heute. Aber er war zu jener Zeit kein Kind mehr, sondern schon unterschiedlichsten Einflüssen ausgesetzt gewesen. Auf der Volksschule erlebte er wie alle anderen Kinder die Indoktrinierung durch die Nazi-Ideologie. Später, im Landschul-Internat, wurde er mit liberalen Ideen konfrontiert – er lernte Andersdenkende kennen, ja er erfuhr dort sogar sehr unmittelbar von den Hinrichtungen der Hitler-Gegner, von denen viele nichts wussten oder nichts wissen wollten. Von den Grauen des Krieges bekam er eine Ahnung, wenn sein Vater sich per Feldpost bei ihm meldete – Werner Ruge diente als Wehrmachtsarzt an der Ostfront. Es waren verwirrende Zeiten: Ruge erkannte sehr früh, dass er in einer Welt der Widersprüche und auch der Doppelzüngigkeit lebte.

Zu seinem Entsetzen wurde Ruge noch wenige Monate vor Kriegsende zur Wehrmacht einberufen. Das Ende des Nazi-Regimes erlebte er in Dänemark. Er geriet zwar in Kriegsgefangenschaft, wurde jedoch durch einen glücklichen Umstand nicht interniert. Aber wie die meisten anderen schleppte er seelische Belastungen mit in die neue Zeit. In seinen Erinnerungen schildert er eine Szene, die sich im Norden Schleswig-Holsteins abspielte, nach der Rückkehr seiner Einheit aus dem Nachbarland und bevor ihn die Kameraden mit hohem Fieber und Typhus in ein Husumer Lazarett einlieferten. Die Engländer hatten an der Straße zwei große Lautsprecher aufgestellt, die den deutschen Dienst der BBC übertrugen. »So hörten wir einen langen und schrecklichen Bericht über die Befreiung des Konzentrationslagers Bergen-Belsen, über das Massensterben, über Zehntausende von Toten und Verhungernden, die die englischen Soldaten dort vorgefunden hatten. Ich saß dort und konnte

nur noch heulen. Ein älterer Feldwebel kam zu mir und fragte, was denn los sei. Ich deutete auf den Lautsprecher und brachte nur die Worte ›Bergen-Belsen‹ heraus. ›Hast du da Verwandte drin?‹ fragte der Feldwebel. Als ich den Kopf schüttelte, meinte er nur: ›Na, dann ist es ja nicht so schlimm, dann beruhige dich mal.‹«[4]

Aber für Ruge war es schlimm. Er war fassungslos, als er das ganze Ausmaß des jahrelangen Terrors begriff. Er erlebte den Zusammenbruch einer kollektiven Identität, die auf einem mörderischen Wahngebilde beruht hatte, und ebenso das geistige und moralische Desaster, in das Deutschland geraten war. Viele der früheren Soldaten und auch jene, die den Krieg an der sogenannten Heimatfront mitgemacht hatten, stürzten sich damals ins Vergessen, andere hinderten Scham und Schweigen, sich mit dem Geschehenen auseinanderzusetzen. Fast eine ganze Generation verstummte, weil sie nicht über die Vergangenheit reden wollte. Und Ruge? Eine Kollegin vom Nachrichtenmagazin *Der Spiegel*, die Ruge während seiner Bonner Zeit kennenlernte, hielt ihn für verschlossen und schwer zugänglich, aber immer unter Zeitdruck stehend, als habe er etwas nachzuholen – »ein bisschen wie Willy Brandt«. Das sei wohl das Schicksal jener Generation, meinte sie: Es habe viel zu tun gegeben, um zu verstehen, was in den zwölf Nazi-Jahren alles geschehen sei.[5]

Junge Menschen wie Gerd Ruge fanden sich 1945 in einer Situation wieder, auf die sie nicht vorbereitet waren. Selbst zwei Jahre nach dem Ende der Nazi-Herrschaft wusste er nach eigener Aussage noch nicht, wie seine Zukunft und die seiner Altersgenossen aussehen könnte. Andererseits traf auf ihn zu, was der nur drei Jahre ältere Schriftsteller und Kriegsteilnehmer Dieter Wellershoff Jahrzehnte später als eine der wenigen glücklichen Kriegserfahrungen beschrieb: Das Glück habe darin gelegen, 1945 »die weltanschauliche Obdachlosigkeit als geschenkte Freiheit zu erleben«.[6]

Ruge bemühte sich, dieses Vakuum, diese Obdachlosigkeit zu überwinden und die Vergangenheit zu verstehen. Er suchte überall nach Kräften und Ideen, die für einen politischen Neuanfang standen, bei Liberalen, Trotzkisten, Kommunisten, Anarchisten. Und dann hatte er tatsächlich greifbares »Glück« (so hat er es später selbst bezeichnet): 1947 wurde er vom Nordwestdeutschen Rundfunk zur Mitarbeit eingeladen. Dafür verzichtete er sogar auf das geplante Studium. Die Akten aus dem Archiv erzählen fortan von seiner großen Begeisterung, am Aufbau einer demokratischen Presselandschaft mitwirken zu können, wie es sie so vorher noch nicht gegeben hatte.

Die Hörer müssen bereits damals empfunden haben, dass dieser junge Mann authentisch war und kein Selbstdarsteller. Die Tatsache, dass er sich binnen weniger Jahre einen Namen beim neuen Rundfunk machte, hatte vor allem mit dem Vertrauen zu tun, das ihm die Leute vor den Radios entgegenbrachten. Irgendwie, das fiel von Anfang an auf, berichtete er anders als die anderen. Es war nicht nur die Art, wie er die Hörer und später die Zuschauer mit sich nahm, die viele beeindruckte, er erklärte das, was er sah und erlebte, auch auf andere Weise als viele seiner Kollegen. Das galt gerade für die Dinge jenseits der großen Ereignisse. Ruge habe im Gleichlauf des Gewöhnlichen die Kriechströme unter der Oberfläche ausgemacht, aus denen sich kommende Veränderungen speisen, sagt der Historiker Schlögel. So sei er zu einem Spezialisten für den Alltag geworden, aus dessen unspektakulären Sensationen letztlich auch jeder geschichtliche Umbruch hervorgehe.

An potenziellen oder real stattfindenden Umbrüchen dranzubleiben, das Neue aufzuspüren, das, was Hoffnung macht – das war seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges Ruges Bestreben. Man spürt es etwa bei seiner Berichterstattung aus der Sowjetunion Chruschtschows und bei der aus dem Amerika der 1960er-Jahre mit seiner

erstarkenden Bürgerrechtsbewegung. Er blieb an jenen Figuren dran, die etwas zum Besseren bewegten.

Diejenigen, die ihm zuhörten, schätzten eine weitere besondere Gabe Ruges: Er redete Veränderungen nicht herbei, sondern er war »wertneutral«, wie es eine Hörerin anerkennend nannte. Er half den Menschen damit, sich ein eigenes Urteil zu bilden. Und die wiederum liebten ihn auch deswegen, weil sie Ruges Art »irgendwie wärmte«, wie es eine Kollegin beschrieb – weil er nahbar war. Auch seine jüngeren Kollegen haben ihn so erlebt, weil er ihnen oft half, ob mit Kontakten oder einem Sendeplatz. Sie fühlten sich von ihm nie belehrt, sondern inspiriert, auf Augenhöhe wahrgenommen. Denn im Unterschied zu vielen seiner Chefs liebte Ruge Einwürfe und Widerspruch. Er sei ein im besten Sinne Antiautoritärer gewesen, sagen die, die ihn gut kannten. Zugang zu Ruges Innerstem zu bekommen, war allerdings schwer. Das mag viele Gründe gehabt haben, die Kriegs- und Nachkriegstraumata etwa. Es stand aber seiner Fähigkeit, mit Menschen in Verbindung zu treten, nicht im Wege. Er hat das gerade auch am Ende seiner Karriere in den vielleicht 30 Filmen der Reihe *Gerd Ruge unterwegs* demonstriert, als er uns mit auf seine Reisen nahm – nach Moskau, Sankt Petersburg und Sibirien, nach Südafrika, Afghanistan und quer durch Amerika. Den Menschen, die er dort traf, stellte er zu Beginn oft die banale Frage: »Wie geht's, was machen Sie so?« Und schon redeten sie los, öffneten sich ihm. Die Leute müssten das Gefühl haben, dass man sich für sie interessiere und ein bisschen was von ihrem Leben verstehe, so hat Ruge selbst diese Art zu fragen begründet. Bei alldem hatte er etwas Stoisches, eine innere Gelassenheit, manchmal war er auch wie ein Buddhist, der die Welt auf sich zukommen lässt.

Mitunter freilich konnte er – für Außenstehende vielleicht überraschend – hochemotional sein. Er liebte Tiere, nahm in Moskau sogar einen herrenlosen Hund auf und päppelte – selbst noch als

Chefredakteur – winzige, aus dem Nest gefallene Vogelküken auf. In seiner Bibliothek befanden sich Hunderte von ornithologischen Werken. Gedichte liebte er ebenso wie Musik: Dylan Thomas, Robert Lowell, Brecht, Bluessänger wie Blind Lemon Jefferson und auch Sonny Terry und Brownie McGhee, Folksänger wie Woody und Arlo Guthrie und nicht zuletzt Bob Dylan und Joan Baez. Zu Hause hörte er manche Schallplatte nächtelang – weil die Musik Erinnerungen und Erlebnisse heraufbeschwor. Mitunter flossen dann Tränen.

Übrigens nicht nur privat. 1991, während des Putsches gegen den sowjetischen Präsidenten Michail Gorbatschow, kam Ruge ins Studio, drückte seine Zigarette aus und sagte: »Eben habe ich mit russischen Freunden zusammengesessen. Wir haben einen getrunken. Und dann haben wir ein bißchen gelacht und ein bißchen geweint.«[7] Ruge war bei aller Ruhe, die er ausstrahlte, kein Abgebrühter, sondern ein Mitfühlender.

Im Übrigen war er eher uneitel, sieht man einmal von den Kämmen ab, die er stets bei sich führte und benutzte, wenn er sich vor die Kamera stellte. Das ist fürs Fernsehen nicht unbedingt typisch. Seine Produktivität war Legende. Zudem spricht Karl Schlögel von Ruges Willen, qualitativ aufs Ganze zu gehen und nichts im Vagen zu belassen.

Heute, da man fast jeden Ort der Welt in einer überschaubaren Zahl von Flugstunden erreichen und von dort senden könne, wirke vieles aus Ruges frühem Reporterleben »wie aus einer fernen Vergangenheit«, schrieb eine Zeitung in ihrem Nachruf auf den journalistischen Grandseigneur.[8] Hinsichtlich der technischen Bedingungen mag das zutreffen, aber auch nur für die. Denn zu behaupten, dass wir von Gerd Ruge heute nichts mehr lernen könnten, wäre ein großer Irrtum. Seit er seine Erinnerungen geschrieben hat, sind rund anderthalb Jahrzehnte vergangen. Gerade in dieser Zeit, in der die Welt so unübersichtlich wurde, in manchen Demokratien der

freie Journalismus bedroht ist und die öffentlich-rechtlichen Medien ins Feuer der Kritik geraten sind, wird deutlich, was uns Gerd Ruge noch zu sagen hat. Bis heute verkörpert er das, was man unter objektivem und dennoch empathischem Journalismus versteht. Was ihn noch immer höchst aktuell macht, ist seine journalistische Methode. Wie kaum ein anderer stand Ruge für eine unabhängige Berichterstattung. Das, was er berichtete, war die Wahrheit – soweit er sie zu erkennen vermochte. »Er hat nie irgendeiner Ideologie oder Partei gedient«, bescheinigte ihm 2003 der frühere sowjetische Präsident Michail Gorbatschow.[9] In den eigenen Reihen hat ihm das manchmal den Vorwurf eingetragen, unpolitisch zu sein. Aber unpolitisch war er nie.

Gerd Ruge kommt in diesem Buch oft zu Wort. Man kann seine Stimme hören, so wie er damals schrieb und sprach. Und wenn er sich auf diese Weise noch einmal an uns wendet, wird jeder selbst verstehen, woher seine Glaubwürdigkeit rührte.

# 8. Mai 1956

## Aufbruch nach Moskau

Es scheint, als habe jemand seine Hand im Spiel an diesem Frühlingstag. Als solle der junge Mann im letzten Moment daran gehindert werden, den Sprung von der einen Welt in die andere zu wagen. Dabei ist es nicht die erste Reise, die ihn nach Osten führt. Von allen anderen, die er bisher unternommen hat, kam er jedoch nach ein paar Wochen zurück. Diesmal soll das anders sein.

Der 27-jährige Wilhelm Peter Gerd Ruge plant eine Grenzüberschreitung, und das in mehrfachem Sinne: einen Flug von Hamburg nach Moskau, vom Westen hinüber in den Ostblock. Mit einem kleinen Umweg über Helsinki, denn noch gibt es kaum Direktflüge ins Sowjetreich, nur mit der DDR-Lufthansa von Ostberlin aus. Es soll eine Reise ohne Rückticket sein, aus der sicheren, vertrauten Heimat in die unberechenbare Fremde. Ein Sprung aus jenem Deutschland, das sich gerade eines anbrechenden Wirtschaftswunders zu erfreuen beginnt, in die vom Krieg gezeichnete Sowjetunion, über der noch immer der Schatten des drei Jahre zuvor verstorbenen Diktators Josef Stalin liegt.

Doch um ein Haar wird es nichts mit dem Flug an diesem Tag, und das liegt an der erst kürzlich wiedereröffneten Lufthansa West: Sie hat, so stellt sich am Hamburger Flughafen Fuhlsbüttel heraus, Ruges Flug falsch gebucht. Hektische Verhandlungen beginnen. Bis das Missverständnis aufgeklärt ist, vergeht viel Zeit, erst in letzter Minute erreicht Ruge die Maschine nach Helsinki. Deswegen hat er kaum Ruhe für den Abschied von seinen Angehörigen. Vielleicht sei das auch ganz gut gewesen, bekennt er ein paar Tage später in einem Brief an seine Verlobte Fredeke von der Schulenburg,

die ihn gemeinsam mit Ruges Vater Werner zum Flughafen begleitet hat – »wir hatten ja schon so viel Abschied genommen. So blieb uns denn ein Schmerz erspart. Du musst verstehen, dass mir der Abschied sehr schwer wurde, auch wenn es nicht so aussah. Aber ich konnte Deine Traurigkeit nicht noch verstaerken, ich musste schon ein wenig dagegen angehen«, wird Gerd im ersten Brief aus Moskau schreiben, auf einer Schreibmaschine mit englischer Tastatur, die keine Umlaute kannte. »Wir waren ja beide schon ganz ueberreizt und nervoes vom vielen Abschiednehmen, vom dauernden Tapetenwechseln. Ich hoffe, Dein Herz ist nicht mehr so schwer, wie in den letzten Tagen in Hamburg, wo Du mir richtig leid tatest. Schau, es ist ja nur ein Uebergang, und in weniger als einem Jahr koennen wir immer zusammen sein, – in Moskau oder sonstwo. Darauf freue ich mich sehr.«[1]

Ruge hatte Schuschu erst 1955 kennengelernt. Gemeinsam mit seinem Kollegen Hartwig Schmidt, seit Ende der 1940er-Jahre Redaktionsassistent beim Nordwestdeutschen Rundfunk (NWDR), war er nach München gefahren, vermutlich, um den befreundeten amerikanischen Journalisten Robert B. Ball zu besuchen, der damals in Deutschland für das amerikanische Nachrichtenmagazin *Time* arbeitete. Er und seine Frau Morli waren wohl schon mit den Schulenburgs befreundet. Vielleicht hatte sich der Kontakt aber auch über das Thema des Widerstands ergeben.

Fredeke Gräfin von der Schulenburg, geboren in Königsberg, gerade mal 21 Jahre alt und von der Familie nur »Schuschu« genannt, ist die Trennung tatsächlich schwer gefallen. »Ich bin etwas stolz auf mich, denn ich habe nie gedacht, daß ich mich so gut halten würde«, wird sie ihrem Verlobten schreiben. »Hast Du uns eigentlich vom Flugzeug aus noch sehen können? Es war so schön, wie das Flugzeug noch einmal einen großen Bogen über unsere Köpfe geflogen kam.«[2]

Schuschu wird Gerd tatsächlich nach Moskau folgen, von ihrem Schicksal wird später zu berichten sein.

Vorerst freut Ruge sich vor allem aufs berufliche Abenteuer. In der finnischen Hauptstadt verbringt er einen Abend auf dem Jahrmarkt und einen Nachmittag bei einem Autorennen. Dann ruft er noch einmal bei seiner Verlobten in Hamburg an, bevor er am 10. Mai endlich in die Maschine nach Moskau steigt.

Auf dem Flughafen in Helsinki hat er zufällig den künftigen deutschen Botschafter in der UdSSR, Dr. Wilhelm Haas, getroffen, den früheren Personalchef des Auswärtigen Amtes, der diesen Posten wegen eines Streits mit Bundeskanzler Adenauer verlor und nun in derselben Maschine Richtung Moskau fliegt. Der Jurist Haas und der Journalist Ruge sollen Pionierarbeit leisten: der eine als erster Vertreter der Bundesrepublik, die acht Monate zuvor die diplomatischen Beziehungen zum einstigen Kriegsgegner wiederaufgenommen hat, der andere als erster ständiger Korrespondent westdeutscher Rundfunkanstalten in diesem Land. Was auf sie zukommen wird, davon hat keiner von beiden eine Ahnung – die Sowjetunion ist zu dem Zeitpunkt noch immer ein von der Außenwelt weitgehend abgeschotteter Staat.

Es ist schon spät am Abend, als Ruge mit seinem Koffer, einem 20 Kilogramm schweren Aufnahmegerät und 10 000 Mark in der Tasche auf dem Flughafen Wnukowo im Südwesten Moskaus russischen Boden betritt. Der Zoll zeigt sich großzügig, und ein Wagen von Intourist, der staatlichen Reiseagentur für den Auslandsfremdenverkehr, bringt ihn in die Stadt. Nach einer halben Stunde Fahrt ist er im Hotel Metropol, in dem auch Haas fürs Erste mit seinem provisorischen Botschaftsstab arbeiten wird.

Man weiß, wie schwierig Ankommen in der Fremde ist. Aber dieses riesige Gebäude, das jeden neuen Gast mit seinem Pomp erdrückt, macht es einem noch ein bisschen schwerer. Seit einem halben Jahrhundert erhebt es sich mitten im Zentrum der Stadt. Mit den großen

Jugendstilbildern an der Fassade, den bunten Marmorböden, dem gläsernen Fahrstuhl und dem von einem farbigen Glasdach überspannten plüschigen Restaurant gaukelt es seinen Besuchern vor, im Land herrsche noch der Zar und die Revolution sei weit weg. Welch ein historischer Ort! Ruge ist kaum in Moskau und schon mittendrin in der Sowjetgeschichte. In diesem Haus residierten nach dem Putsch der Bolschewiki 1917 das Staatsoberhaupt Sowjetrusslands, zentrale Sowjetbehörden und zeitweise auch das Außenministerium. Und in den 1930er-Jahren waren in den Zimmern an den endlosen Fluren Funktionäre der Komintern untergebracht, der für die proletarische Weltrevolution zuständigen Organisation – sie hatten hier in der Zeit des Großen Terrors und der Stalinschen Schauprozesse wegen angeblichen politischen Verrats auf ihre Gerichtsverhandlungen zu warten. Der Schriftsteller Eugen Ruge, 1954 als Sohn eines verbannten Marxisten und späteren DDR-Historikers im Ural geboren (und kein Verwandter von Gerd Ruge), hat dieses Drama in seinem Roman *Metropol* beschrieben. Seine Großmutter und deren Lebensgefährte, beide Mitarbeiter des Komintern-Nachrichtendienstes, waren ab 1936 fast anderthalb Jahre in dem Hotel interniert. Ähnlich wie die im nicht weit entfernten Hotel Lux einquartierten deutschen Exilkommunisten rechneten sie jederzeit damit, vom Geheimdienst NKWD abgeholt und anschließend verhört, verbannt oder erschossen zu werden. Dass sie am Leben blieben, war reines Glück: 1938 wurden sie nach Frankreich abgeschoben.[3]

Das Metropol steckt voller Geschichten, und es verdankt seine Aura nicht zuletzt seiner Lage: Aus den Fenstern blickt man auf die Kreml-Türme am Roten Platz, auf das Bolschoi-Theater direkt gegenüber und rechter Hand auf die Lubjanka mit dem rotgelben Koloss des Geheimdienstes KGB.

Ruge befindet sich also im Herzen der Stadt, was schon deswegen wichtig ist, weil er seine Berichte nach Deutschland künftig vom

Haupttelegrafenamt aus durchgeben muss, das nur ein paar Hundert Meter weiter an der Gorkistraße liegt, der früheren Twerskaja. Man gibt ihm das Zimmer mit der Nummer 556: ein Bett, ein Schrank, ein runder Tisch mit Sofa und zwei Sesseln, dazu drei Stühle und ein Schreibtisch; sogar ein Bad nennt er sein Eigen. Ein warmes Essen samt Kaviar wird ihm aufs Zimmer gebracht, da schlägt es Mitternacht. Der 10. Mai 1956 geht zu Ende.

Die Deutschen haben zu Hause Christi Himmelfahrt begangen. An diesem Feiertag findet seit 1950 in Aachen die Verleihung des Karlspreises an Persönlichkeiten statt, die sich um Europa und die europäische Einigung verdient gemacht haben. Diesmal hat man den 82-jährigen ehemaligen britischen Kriegspremier Winston Churchill geehrt. Das hat durchaus Bezug zu jenem Land, in dem Gerd Ruge nun angekommen ist. Denn der geschwächte Churchill, den Feuerwehrmänner an diesem Tag auf einem Sessel die Stufen hinauf zum Reichssaal im Aachener Rathaus tragen mussten, hat zwar den Begriff vom Eisernen Vorhang mitten in Europa geprägt, in Aachen jedoch von einer sich andeutenden Entstalinisierung der Sowjetunion gesprochen. In seiner Dankesrede warb er für einen Ausgleich mit der UdSSR. Wenn die Entstalinisierung aufrichtig gemeint sei, so Churchill, habe man es mit einem neuen Russland zu tun. Dann solle die Integration Europas nicht am Eisernen Vorhang haltmachen, sondern auch die osteuropäischen Staaten und selbst die Sowjetunion einbeziehen. Moskau solle sich gar der NATO anschließen können.

Für die internationalen Agenturen waren seine Aussagen eine Sensation, für Konrad Adenauer, den deutschen Bundeskanzler von der CDU, jedoch ein Schock. Churchills Vision erweist sich aber, wie bald klar wird, als viel zu optimistisch. Auch Gerd Ruge wird das erfahren.

Er weiß in jenen Stunden von alldem noch nichts, Nachrichten aus dem Westen erreichen Moskau spät. Noch aus vielen anderen Gründen wird er sich als erster und vorerst einziger deutscher

Korrespondent in den kommenden Wochen und Monaten ziemlich allein fühlen im Zentrum des Sowjetimperiums.

Moskau ist in den 1950er-Jahren nicht gerade eine ausländerfreundliche Stadt. Zwischen Russen und Deutschen steht noch die Erinnerung an die Schrecken jenes Krieges, den deutsche Soldaten ins Land getragen haben und der erst elf Jahre zuvor zu Ende ging. Stalin wiederum ist noch nicht lange tot, und jeder weiß noch, dass unter seinem Regime ein Gespräch mit Ausländern viele Jahre Lagerhaft bedeuten konnte. Das Misstrauen sitzt tief, bei den Moskauern wie bei den Ausländern. Alle wissen sich stets und überall überwacht.

Doch Ruges Neugier auf das Sowjetland ist riesengroß. Er glaubt, dass er auch dieses Abenteuer bestehen wird, so wie in den Jahren zuvor die Einsätze in Jugoslawien oder Korea. Das waren Reisen gewesen, auf denen er festgehalten hatte, was ihm mehr oder weniger zufällig begegnet war. Nun soll er für ein ganzes Land zuständig sein, den deutschen Hörern ein Bild davon vermitteln, und das über Jahre hinweg. Immerhin, so hat ihm eine Zeitung zum Abschied den Rücken gestärkt, sei er als Rundfunkmann kein Greenhorn mehr. Der *Kölner Stadt-Anzeiger*, das Hausblatt jener Stadt, in der Ruge bisher gearbeitet hat, formuliert eine noch größere Hoffnung, nämlich die, dass er mit seinen Sowjetunion-Berichten falsche Vorstellungen über das Land im Osten ausräumen könnte.[4]

All das wird sich weitgehend bewahrheiten. Bereits ein knappes Jahr später wird eine andere deutsche Zeitung schreiben: »Begabung, Fleiß, Mut und Selbstvertrauen haben ihn in wenigen Jahren zu einem der hoffnungsvollsten jüngeren deutschen Journalisten reifen lassen. Seine Berichterstattung aus Moskau hat die Hoffnungen nicht getrogen, die man in dieses Talent gesetzt hatte.«[5]

# Geselliger Einzelgänger

## Kindheit, Jugend und das Kriegsende

Wie konnte jemand Journalist werden, den nicht nur der *Kölner Stadt-Anzeiger* später als einen eigentümlichen Zwitter beschrieb? Bei Ruge paare sich das Interesse an den Menschen mit Introvertiertheit, befand das Blatt. Er sei ein geselliger Einzelgänger, Internatsschüler, Autodidakt, vielseitig gebildet, ohne je eine Universität besucht zu haben, und ein leidenschaftlicher Leser.[1]

Nur wenig anders liest sich, was sein Mentor Werner Höfer, Fernsehdirektor beim Westdeutschen Rundfunk und 35 Jahre lang das Gesicht des *Internationalen Frühschoppens* der ARD, einmal schrieb: Ruge sei »ein hochbegabter Junge« gewesen, als er ihn in den Jahren nach 1945 kennenlernte: »ein bißchen nach dem amerikanischen Modell des self-mademan. Mit einer Amalgamierung von Neigungen und Talenten, die gut sind für das Gewerbe. Eine musische Komponente, eine journalistische Komponente, eine politische Komponente. Und mit Pfadfinderinstinkt: immer auf Spurensuche. Aber Spuren dort suchen, wo noch keine sind, wo noch keiner war, Nase vorn, auch was riskieren.«[2]

Nur: Ruge hatte ursprünglich gar nicht Journalist werden wollen. Er schrieb später in seinen Lebensläufen, Journalist sei er geworden, weil er gern reisen wollte und weil er ein rastloser Mensch gewesen sei. Mit neun wollte er Förster werden, mit siebzehn Kunstgeschichte studieren – beides Berufe, in denen man oft allein mit sich ist. Tatsächlich stößt man in Ruges Kindheit nicht selten auf die Tatsache, dass er sich selbst genügen konnte.

Er entstammte einer Arztfamilie, die im Hamburger Stadtviertel Hamm lebte, früher ein Villenvorort wohlhabender Kaufleute. Die

Gegend wuchs in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einem der bevölkerungsreichsten Stadtteile der Hansestadt heran, bevor sie im Zweiten Weltkrieg in Schutt und Asche versank. Gerd Ruges Eltern besaßen zudem eine große strohgedeckte Kate im holsteinischen Ovendorf. Dort streifte ihr Sohn gern umher und beobachtete die bunten Eichelhäher, die Ringeltauben, die Enten, die akrobatischen Meisen. Vögel wurden seine Leidenschaft. Von ihnen könne man einiges lernen, erklärte er oft, und so orientierte er sein späteres Reporterhandwerk an dem, was von einem guten Ornithologen verlangt wird: »[E]inen seltenen Vogel – wenn man ihn einmal sieht – genau, objektiv und ohne subjektive Spekulation beschreiben [...]. Es schult das Auge, die Beobachtungs- wie die Beschreibungsgabe.«[3] Als Kind besaß er zudem ein geliebtes wildes Pony namens Lilly, das ihn auch schon mal in den Seerosenteich abwarf.

Gut möglich, dass Ruge das innige Verhältnis zur Natur von seinem Vater geerbt hat. Werner Ruge war 1900 in Cuxhaven geboren worden, vier Jahre später mit seinen Eltern nach Hamburg gezogen, hatte im Ersten Weltkrieg noch in einem Infanterieregiment gedient und dann in Hamburg, Freiburg sowie Kiel Medizin und Psychologie studiert. Das Staatsexamen legte er in Kiel ab, wo er an der Universitätsnervenklinik auch das praktische Jahr verbrachte. Seine Dissertation, die er 1930 in Hamburg vorlegte, befasste sich mit den Unterschieden »zwischen den normalen und psychopathischen Persönlichkeiten«.

Sohn Gerd, geboren am 9. August 1928, war da zwei Jahre alt. Er wird seinen Vater später als »Naturphilosophen«[4] beschreiben, als Arzt mit künstlerischen Neigungen, der viel las, manchmal aquarellierte und sich nicht über politische Themen ausließ. Zusammen hat Ruge die Eltern nicht allzu lange erlebt: 1937 trennten sie sich. Mutter Gertrud gab ihn in ein Internat, zumal sie sich noch um die Zwillinge Rolf und Renate kümmern musste, die sie 1935 auf die

Welt gebracht hatte. Den Vater sah er schon bald wegen des Krieges nur noch selten – Werner Ruge diente in dieser Zeit als Arzt bei der Wehrmacht.

Die Charakterisierung als »Naturphilosoph« mag durchaus zutreffend gewesen sein. Wer mitten im Getöse des Krieges, im Granatregen an der vorrückenden Front, ein Buch über das »Leben als Harmonie der Gegensätze« – so auch der Titel – schreibt, darin versucht, die Grundsätze der Schulbiologie ins Wanken zu bringen und die Eigengesetzlichkeit von Zellen, Geweben und Organen herauszustellen, um die »Ganzheit des biologischen Geschehens« zu erklären – der kann sich offenbar von seiner Umwelt abkapseln, dessen Denken bewegt sich in eigenen Bahnen.[5] Noch kurz vor Kriegsende, 1944, erschien von Ruge senior, »z. Zt. Oberarzt im Felde«, ein weiteres Buch. In ihm befasst er sich mit der »Funktionsprüfung des Kreislaufes« bei Wehrmachtssoldaten.[6]

Werner Ruge war das, was man einen Exzentriker nennt: ein Träumer, ein Suchender, ein Mystiker. Bei Reclam in Leipzig hatte er 1942 sein erstes Buch herausgebracht: *Die Melodie des Lebens – ein Bilderbuch aus der Zeit der Wende abendländischen Denkens*. Er schenkte es seinem Sohn mit der Widmung: »Das Bild der Welt, wie ich es erschaut habe und von dem ich wünsche, daß es in Dir weiterwächst – Dein Vati, 19. November 1942, auf dem Wege zum Kaukasus.« Ruge wollte mit dem biologisch grundierten Werk die Gegenüberstellung von Stoff und Geist auflösen und eine neue, ganzheitliche Betrachtungsweise der Entwicklung der Welt propagieren. Es war aber durchaus kein zeitloser Text, denn, so schrieb er: »Die Wandlung unseres abendländischen Denkens wird uns zu neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen und darüber hinaus zu einer neuen Gestaltung unserer Volksgemeinschaft führen [...]. Der Schöpfungsprozeß unserer neuen Gemeinschaft verlangt eine freiwillige Beschränkung des Einzelnen [...], damit ein neues höheres

Ganzes Gestalt werde.«[7] Werner Ruge war drei Monate nach Hitlers Machtübernahme 1933 in die NSDAP eingetreten. Er gehörte offenbar zu den sprichwörtlichen Märzgefallenen.

Anders als wohl die meisten eingezogenen Väter korrespondierte er während des Krieges mit seinem Sohn. Er verschonte ihn nicht mit der grausigen Realität und den eigenen Gedanken, die ihm durch den Kopf gingen, etwa, als er im April 1944 mit seinem Feldlazarett den überstürzten Rückzug aus der kaukasischen Steppe antreten musste – über Odessa, Bessarabien, die Karpaten und die ungarische Puszta: »Drei meiner Leute hatten Kopf- und Bauchschüsse, und es war ein wenig angenehmes Gefühl, an den Erdboden gepreßt das Sausen der Bomben und Granaten und die Einschläge zu hören. Wir hatten am Morgen 23 Tote.«[8]

Ebenfalls 1944 schickte er ihm eine Mappe mit Gedichten, die er in der dienstfreien Zeit aufgeschrieben hatte. Es sind oft düstere Texte – was Sohn Gerd nicht daran hinderte, später selbst eine Liebe zu Gedichten zu entwickeln, ja eigene zu schreiben. Sogar die Geburtstagsbriefe enthielten statt frohen Glückwünschen für den Jungen meist nur philosophisch-religiöse Überlegungen, mit denen sich der Vater herumschlug. Das ganze Leben erscheine ihm wie ein Opfergang, erklärte Werner Ruge dem gerade mal 15-Jährigen, und wenn ein neues Blatt entstehe, keime es doch eigentlich nur für den Tod. Dass er seinem Sohn Bücher des Existenzphilosophen und Psychiaters Karl Jaspers schenkte, passt ins Bild.

Die Briefe von Sohn Gerd an seine Nächsten klingen später mitunter ebenso sachlich, trocken oder theoretisierend. Auch er schlug sich ständig mit philosophischen oder politischen Gedanken herum. Seine spätere Frau Fredeke wird ihn einmal in einem Brief fragen, ob er nicht »milder« schreiben und nicht mit einem Linksgewinde, sondern rechts herum denken könne – womit sie meinte, er solle sich doch einfacher ausdrücken und auch Emotionen zulassen. Mehr an Gefühlen

zu zeigen, das versagten sich aber Vater und Sohn. Der eine, weil er Schlimmes erlebt hatte, der andere, weil er angesichts dessen, was um ihn herum geschah, seine eigenen Probleme für nicht so wichtig hielt.

Auch sein Kriegstagebuch vermachte Werner Ruge dem Sohn. In ihm beschrieb er die letzten Monate des Rückzugs und seine Arbeit als Leiter der Inneren Abteilung eines Feldlazaretts auf tschechischem Gebiet. Da hatte er »nur« noch Arme und Beine zu amputieren und Typhustote zu begraben. Ganz zum Schluss steckte er zwischen Amerikanern, Russen und Tschechen fest, wurde als Nazi beschimpft und sollte aufgehängt werden. Er überlebte und musste als Kriegsgefangener die ersten drei Nachkriegsjahre im südböhmischen Wallern (heute: Volary) bleiben, um dort zu praktizieren – eine Art besserer Kriegsgefangenschaft in der Tschechoslowakei. Die dauernde Bedrängnis in dieser Zeit bekämpfte Werner Ruge mit Morphium – er spritzte sich erst eine Viertelampulle am Tag, dann regelmäßig eine ganze. »Das war mein Abstieg, mein Ruin«, schrieb er.[9] Tatsächlich sollte er nie wieder von der Morphiumsucht loskommen.

Als der Krieg zu Ende gegangen war, fieberte Gerd Ruge der Rückkehr seines Vaters entgegen, man kann es den Briefen aus jenen Jahren entnehmen. Es war eine Zeit, in der es so viel zu besprechen gegeben hätte – doch er blieb mit seinen Problemen vorerst allein. Als der Vater dann mit dreijähriger Verspätung doch noch kam, stellte sich nicht die erhoffte Nähe ein. Die beiden hatten auch später ein distanziertes Verhältnis zueinander. Lag es am Egozentrimus des Süchtigen und der sich möglicherweise daraus ergebenden Verletzung des Sohnes? Vergeblich wird Werner Ruge in seinen Briefen an den Sohn mehrfach darüber klagen, dass »wir immer so wenig Zeit zu einem Gespräch [hatten]. In jedem von uns sind doch so viele Gedanken, die nie ausgesprochen werden.«[10]

»Es ist ein Bestreben des menschlichen Geistes, die verwirrende Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu ordnen, um von dieser Viel-

falt nicht überwältigt zu werden« – dieser Satz steht in Werner Ruges Buch über die Harmonie der Gegensätze. Sohn Gerd wird diese Erkenntnis ebenso wie die vom Vorgehen des Ornithologen zu seinem Credo machen. Man kann beide Sätze zu Hilfe nehmen, wenn man das Geheimnis jener besonderen journalistischen Glaubwürdigkeit aufzudecken versucht, die Ruge später als Welterklärer auszeichnen wird.

Es gibt aber noch eine andere Parallele zwischen Werner Ruge und seinem Sohn. Dessen Tochter Elisabeth hat sie treffend formuliert: »Die Väter der Familie waren oft weit weg, versunken in ihre Arbeit und ihre Bibliotheken.« Dieser Befund trifft auf viele Männer der Kriegs- und Nachkriegsgeneration zu. Sie hatten zum Teil Unfassbares erlebt und waren traumatisiert. Das prägte auch ihre Beziehungen zu anderen Menschen. Für ihre Frauen und Kinder waren diese Männer mitunter schwer erreichbar.

Mit neun Jahren, nach der Scheidung der Eltern, verließ Gerd Ruge seine Heimatstadt und zog ins »Niederdeutsche Landerziehungsheim Marienau« in der Lüneburger Heide. Bis dahin hatte er die Wichern-Volksschule am Rauhen Haus in Hamburg besucht, einer von der evangelischen Kirche betriebenen Stiftung, die für Kinder und Jugendliche ein fortschrittliches Erziehungskonzept anbot und ihm schon 1937 bescheinigte, er könne »sehr anschaulich darstellen und geschickt wiedergeben«.[11] In Lesen, Rechtschreibung, Aufsatz und Sprachlehre brachte er ein »sehr gut« oder ein »gut« mit nach Marienau.

In seiner 2013 erschienenen Autobiografie *Unterwegs*, deren Untertitel nicht zufällig *Politische Erinnerungen* heißt, hat Ruge Persönliches nahezu vollständig ausgespart, wie er überhaupt über Privates kaum redete. Umso mehr fällt auf, wenn er in späten Interviews den Satz fallen ließ, er habe den Aufenthalt im Landschulheim

Marienau »persönlich als ungeheuer schwierig empfunden«.[12] Der Vater schrieb ihm in einem Brief, bei Besuchen in Marienau – er hielt dort auch Vorträge über Biologie – habe er stets ein schlechtes Gefühl gehabt, denn er habe in den Augen seines Sohnes Angst vor dem Leben gelesen. Wie so oft lenkte Ruge junior in seinen Erinnerungen vom Bekenntnis des Schwierigen gleich wieder ab und setzte hinzu: »Andererseits bin ich gern in diesem Landschulheim gewesen.« Seinen Kindern wird es übrigens später ähnlich ergehen, denn auch sie werden einen Teil ihrer Kindheit und Jugend im Internat verbringen.

Mit neun Jahren die Familie zu verlassen ist schwer. Diese Tatsache einmal außer Acht gelassen, war Marienau wie schon das Rauhe Haus eine besondere Adresse. Die Schulgemeinde auf einem Gut östlich von Lüneburg stand für einen der kühnsten reformpädagogischen Schulversuche der Weimarer Zeit. Als Ruge dort eintraf, lebten rund 60 Kinder und Jugendliche in Marienau, viele von ihnen kamen aus liberalen Hamburger oder Berliner Familien, ihre Eltern arbeiteten nicht selten bei Film und Presse oder als Kaufleute mit Beziehungen zum Ausland.

Die Schule war 1923 von Dr. Max und Dr. Gertrud Bondy in Gandersheim gegründet und sechs Jahre später von ihnen nach Marienau verlegt worden. Beide stammten aus großbürgerlichen jüdischen Familien. Nach Hitlers Machtübernahme wurde Marienau deswegen als »Judenschule« angegriffen, und im April 1937 zwangen die Nazis den Direktor, die Schule zu verkaufen. Die Bondys emigrierten in die Schweiz, viele Schüler und Lehrer folgten ihnen. Ein neuer Direktor übernahm die Internatsschule, um sie im Einvernehmen mit der nationalsozialistischen Regierung zu führen. Auch der gerade mal 30-jährige Dr. Bernhard Knoop war – obwohl SA- und NSDAP-Mitglied – kein wirklicher Nazi, eher christlich-konservativ. So wie seinen Vorgängern war auch ihm an einem offenen pädagogischen Konzept gelegen. Seine Frau Angelika war die Schwester von

Christoph Probst, der als Mitglied der Widerstandsgruppe Weiße Rose sechs Jahre später hingerichtet werden sollte. Sie selbst wurde 1943 in Untersuchungshaft genommen.

Knoop und die vor Ort gebliebenen Pädagogen versuchten, trotz der drastisch veränderten politischen Atmosphäre Traditionen der Landschulheimbewegung zu erhalten, zu denen nicht nur liberale Lehrformen, sondern auch die künstlerische Ausrichtung des Unterrichts gehörten. Die Lehrer waren für die Schüler gleichzeitig Hauseltern und Mentoren.

Gerd Ruge war hier mit seinen neun Jahren der Jüngste. Um in Marienau aufgenommen zu werden, musste er eine Klasse überspringen und sich fortan gegen die Älteren durchsetzen. Eine weitere Aufnahmebedingung hatte er noch in Hamburg erfüllt, nämlich dem Deutschen Jungvolk beizutreten, der NS-Organisation für die Zehn- bis Vierzehnjährigen. Auf Fotos aus der Zeit sieht man ihn mitunter in Uniformbluse mit Halstuch, kurzer Hose und Koppel – der Kleidung der Pimpfe.

Mit dem Unterrichtsstoff hatte Ruge keine Schwierigkeiten. Aber in seinen Zeugnissen taucht bereits damals auf, was in seinem späteren Leben viele bemerken würden: dass er in seinem eigenen Kosmos lebte, mit einer gewissen Distanz zu anderen. Er sei »höflich, aber unzugänglich«, notierten die Lehrer in Marienau. In einem Beitrag für eine Marienauer Chronik, die Absolventen später verfassten, heißt es über ihn bezeichnenderweise: »Gerd Ruge kam als Zehnjähriger aus Hamburg nach Marienau, nachdem seine Eltern geschieden waren. Als wir ihn freundlich fragten, ob die Bahnfahrt langweilig gewesen wäre, verneinte er dieses: ›Ich habe *Wallensteins Lager* gelesen.‹ Wir wußten nur, daß das ein Klassiker war und man sich damit im Deutschunterricht beschäftigen durfte. So verstummten wir lieber.«[13]

Die von derart gehobenem Wissensdurst geschockten Mitschüler gaben ihm schließlich den Namen »Waldläufer«, denn er war oft

allein in den großen Wäldern südlich der Elbe. Er baute sich dort Höhlen und beobachtete Vögel und Rehe. Mitunter nahm er ein verlorenes Jungtier mit auf sein Zimmer und fütterte es durch, bis sich ein Förster fand, der es großziehen wollte. Auch wenn er viel in der Welt unterwegs war, sollte er später immer einen Hund haben, ob in Köln, Washington, Peking oder Moskau. Dem kleinen Terrier seiner späteren Cutterin hat er einmal sogar das Leben gerettet, indem er sich im Kölner Funkhaus zwischen ihn und zwei große Hunde warf, die auf ihn losgingen – da war er dort schon Chefredakteur. »Zu Tieren hatte er eine enge Beziehung, zu Menschen eher nicht«, wird seine zweite Frau später sagen. Da hatte sie durchaus recht: Ruge wird sein Leben lang nur wenige Menschen als echte Freunde betrachten.

Dietrich Lindenberg, einer seiner Mitschüler, der mit »Gerdi« Ruge ein Dreierzimmer teilte, erinnert sich:

> *Er war ein umgänglicher, verträglicher blonder Junge.*
> *Gerd Ruge trug im nasskalten Winter 1938 meist Skihosen, Skistiefel, Wollsocken und einen Rollkragen-Pullover. Er las viel und lag dabei oft auf dem Tisch des Zimmers. Seine Lektüre war Karl May, ein vielbändiges Werk, das Neue Universum, eine Art umfangreiches und damit ausführliches Nachschlagewerk, sowie Hans Dominik, ein Autor von Zukunftsromanen, deren Inhalt 60 Jahre später zum großen Teil Wirklichkeit geworden ist.*[14]

Marienau war eine demokratische Insel inmitten der Diktatur. Es gab eine Schülermitverwaltung, die Kinder sprachen die Lehrer zum Teil mit ihren Vornamen an, Entscheidungen wurden oft in der Gemeinschaft getroffen und Beurteilungen für die Zeugnisse in der Gruppe besprochen. Das Marienauer Heimlied gibt ein wenig von dieser Atmosphäre wieder: »Ob Spiel, ob Arbeit einerlei, wir neh-

men es genau, wie unser Geist werd wach und frei, wie unser Körper wohl gedeih', lehrt uns Marienau!«[15]

In Marienau, schrieb Ruge kurz nach dem Krieg, »hat sich, wie ich glaube, der wesentliche Teil meiner geistigen Entwicklung abgespielt«.[16] Dort wurde er auch an Literatur und Kunst herangeführt und konnte seiner Lust am Lesen frönen, die in den Jahrzehnten darauf – als er bereits Auslandskorrespondent ist und mit seiner Bibliothek von 5000 Bänden von Köln nach Washington, Peking oder Moskau zieht – legendär werden wird: Journalistenkollegen haben ihn später selten ohne Lektüre erlebt, nicht mal im Studio – meist hatte Ruge ein Buch unter dem Arm, das er auch den anderen zu lesen empfahl.

Im Landschulheim las er Lyrik von Hölderlin, Rilke und Hofmannsthal, nicht die angesagten völkischen Dramatiker oder Lyriker wie Hanns Johst oder Hans Baumann. In der Schulbibliothek fand er aber auch den als »Kulturbolschewisten« eigentlich längst verfemten Erich Kästner. Durch zwei Kunstlehrerinnen, die vor 1933 freie Künstlerinnen gewesen waren, lernte er zudem Werke der von den Nationalsozialisten als entartet deklarierten Maler Pablo Picasso, Paul Klee und Emil Nolde sowie den Bildhauer Ernst Barlach kennen. Es beeindruckte ihn, wenn die beiden nachmittags oder abends nach dem Unterricht mit ihm über deren Bilder sprachen und ihn dabei ihre Ablehnung des NS-Systems spüren ließen. Er selbst malte, wie sein Vater, Aquarelle. Ruge war einer, der nicht ins gewohnte Raster passte – auch das hatte er mit seinem Vater gemein.

Natürlich machte er sich damals wie alle Mitschüler Gedanken über seine Lehrer. Es gab einige, deren Gehabe ihn ärgerte, andere, die sich nach seiner Ansicht allzu bieder an die offiziell vorgegebene Linie hielten und nicht nur in der Partei, sondern auch in der SA waren, wie etwa der Lehrer für Deutsch, Englisch und Französisch. Es gab auch den Musiklehrer Hanns Joachim Weber, der sich als fein-

sinniger Komponist romantischer Lieder erwies und, wie sich später herausstellte, Mitglied der Bekennenden Kirche war, der einzigen protestantisch-kirchlichen Form des Widerstands gegen die NS-Ideologie. Weber fiel 1942 an der Ostfront. Er wurde in Marienau mit einem Appell geehrt, die Kinder bekamen die grausige Realität des Krieges also selbst in der Lüneburger Heide mit. Einer der älteren Lehrer – Dr. Walter R. –, der Geschichte, Erdkunde und Englisch unterrichtete, endete als Homosexueller im KZ.

Oberflächlich hatte sich der Umgangston in der Schule an die Forderungen der nationalsozialistischen Schulbehörden angepasst. Aber was die Lehrer wirklich dachten, war schwer auszumachen. Nur mit den beiden erwähnten Kunsterzieherinnen kam Ruge ins Gespräch, sie unterhielten sich offener mit ihm über den politischen und geistigen Zwang durch den Nationalsozialismus. Unverhohlene politische Opposition konnte man von ihnen allerdings nicht erwarten, so viel begriff er. Von den beiden erfuhren er und einer seiner Klassenkameraden auch von der Verhaftung und Hinrichtung der Mitglieder der Weißen Rose, darunter Christoph Probst und Alexander Schmorell. Sie sollten es allerdings unbedingt für sich behalten. Weil sie es aber doch herumerzählten, ermahnte sie ausgerechnet der in der SA aktive Englischlehrer mit den Worten: »Wenn es rauskommt, dass bei uns darüber geredet wird, dann kann es passieren, dass die Schule geschlossen wird. Es ist schwer genug, sie gegen den Druck der Behörden offen zu halten.«[17]

Die Schüler in Marienau bekamen demnach viel mehr von der deutschen Wirklichkeit unter Adolf Hitler mit als wohl die meisten Gleichaltrigen draußen im Land. Wie sehr diese Zeit Ruge geprägt hat, lässt sich nicht zuletzt daran erkennen, dass er mit Claire Schönemann, seiner Hausmutter in Marienau, noch längere Zeit Briefe austauschte und um ihre Wertung seiner Erlebnisse, seiner Texte und Aufsätze bat.

1943 wurde die Oberstufe in Marienau geschlossen. Im Abgangszeugnis glänzte Ruge besonders in Deutsch, Geschichte und Erdkunde, in Kunsterziehung bekam er sogar ein »sehr gut«. Er habe ein »starkes Verantwortungsbewusstsein« gezeigt und sei »sehr reif für sein Alter«, hieß es in der Beurteilung.[18]

Ruges Mutter musste nun für ihren Sohn eine neue Schule suchen. Sie wählte, offenbar auf Empfehlung von Dr. Knoop, das Landerziehungsheim Schondorf am Ammersee – jene Schule in Oberbayern, aus der er selbst 1937 als neuer Direktor von Marienau gekommen war. Es war Frühjahr, die Deutschen waren wenige Monate zuvor bei Stalingrad vernichtend geschlagen worden, der Krieg schien sich zu wenden.

Schondorf liegt 800 Kilometer von Hamburg entfernt, und das katholische Bayern hat wenig mit der protestantischen Hansestadt zu tun. Aber Ruge nahm auch diese Herausforderung an. Schondorf war wie Marienau ein Schulheim mit freiheitlicher Grundhaltung, wenngleich bürgerlich-konservativer als jenes in der Lüneburger Heide. Zu seinen Absolventen gehörten Christoph Probst und Helmuth James Graf von Moltke, der Gründer der Widerstandsgruppe Kreisauer Kreis. Moltke würde 1945 in Berlin-Plötzensee gehängt werden – knapp zwei Jahre nachdem Christoph Probst in der Münchner Vollzugsanstalt Stadelheim mit dem Fallbeil hingerichtet worden war.

Der nun 15-jährige Gerd Ruge empfand Schondorf – wie vorher schon Marienau – als »eine Welt von Widersprüchen«.[19] Er nahm die immer komplizierter werdende politische Lage ebenso wahr wie die Doppelzüngigkeit, die sich angesichts der repressiven Politik des Hitler-Regimes in Haltung und Äußerungen vieler Lehrer und Schüler bemerkbar machte. »Dieses Klima des Abstands und des Zweifels an dem, was offiziell gesagt wurde, hat mich sicherlich wesentlich beeinflusst«, wird Ruge 60 Jahre später sagen. »Das habe ich wahrscheinlich nie überwunden.«[20]